

ANNA MARIA STADLER

Maremma

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: © plainpicture / Beatrice Jansen

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-270-1



JUNG  
UND  
JUNG

Tag 1

*FLUTE MARKS*

Es wird heute nicht hell. Obwohl es noch früh sein muss, sieht es schon nach Dämmerung aus. Seit dem Aufwachen liegen wir hier. Nichts hat sich verändert. Ich schaue auf die leicht gebräunte Haut meiner Beine, drehe sie in dem dumpfen Licht, bemerke vereinzelte Haare, die ich beim hastigen Rasieren übersehen habe. Schaue an den Wachstumsstreifen entlang, die sich an der Innenseite der Oberschenkel als helle Linien durch die Haut ziehen. Wie Holzwurmspuren durch einen Ast. Schaue auf die weiche Haut am Bauch, der nie ganz flach ist, selbst wenn ich sonst gerade überall am Körper dünn bin, weil es hier so heiß ist, dass mir der Hunger vergeht. Schaue auf die Sonnencremeflecken, die unregelmäßige Muster auf meiner Badehose hinterlassen haben. Schaue auf meine Unterarme, auf denen sich der Sonnenbrand ankündigt, den ich schon auf der Nase spüre.

Georg versucht neben mir seine langen Beine im Schatten des Sonnenschirms zu arrangieren. Er zieht sie an und lässt sie zur Seite kippen, um nach wenigen Sekunden wieder seine Position zu verändern. Die Abdrücke im festgetretenen Sand neben Georgs Beinen, ich frage mich, wovon sie stammen könnten. Was hier

gelegen haben mag, das diese Abdrücke hinterlassen hat. Ich schaue mir die Konturen an und komme nicht dahinter. Es ist keine Form, die ich zuordnen kann, sodass ich, wie immer, wenn ich die Zusammenhänge nicht überblicke, die Ränder fokussiere. Ich schaue auf die weichen Formen im Sand und auf die Gebilde aus Algen und Gräsern dazwischen, welche die Strömung am Grund des Meeres und der Wind am Ufer bewegt. Manchmal bleibt eines in einer Düne hängen. So lange, bis ein Windstoß vom Meer her es weiterträgt. Im Rollen sammeln die trockenen Gebilde Weiteres auf, sodass aus Bewegung Form wird. Sie häufen sich und geraten in Ansammlungen verschieden großer Kugeln von ähnlicher Beschaffenheit aneinander. Ich nehme eine auf, die mir am nächsten liegt, und zerpfücke sie. Ihr Inneres aus dicht verwobenen Fäden. An einer Stelle wachsen aus den abgestorbenen Überresten des Meeres neue Gräser.

Ob jemand, fragt Pascal, mit ihm die Wildnis erkunden will. Dabei deutet er in die Richtung, wo sich der schmale Streifen Wald in unserem Rücken jenseits des kleinen Küstenortes zu einem Urwald verdichtet. Während die Pinien hinter uns in Abständen stehen, die groß genug sind, um ein Zelt aufschlagen zu können oder eine Hängematte von einem Baum zum nächsten zu spannen, scheinen die Bäume dort so dicht beieinander zu stehen, dass ich mir kein Durchkommen denken kann. Die matten Grüntöne legen

sich übereinander. Zerrinnen zu einem blassen Bild, einer ausfransenden monochromen Fläche in vielen Nuancen. Die Farbe ist zufällig. Wann anders, sagen wir.

Ich höre ein Knacken hinter mir im Unterholz und wende mich um, wie man es bei einem solchen Geräusch macht. Schaue hinein in das dichte Gestrüpp, in den Pinienwald, der hinter uns beginnt, um weiter drüben zu einer unüberschaubaren Wildnis zu werden. Während am Uferstreifen zwischen Wald und Wasser noch ein paar Menschen auf ihren Handtüchern liegen, kann ich dort keinen Sandstreifen mehr erkennen und auch keine Badenden. Der Wald geht direkt ins Wasser über. An manchen Stellen mäandern schmale Fließgewässer zwischen dem Unterholz hervor, verlaufen sich im Meerwasser und bilden Tümpel, über denen die Moskitos hängen. Besonders abends gibt es hier Mücken in unüberschaubarer Menge. Sie sammeln sich und bilden eine dichte Decke, die gleichmäßig surrend über dem Wasser wabert. Einzelne brechen aus diesem Schwarm aus, der sich der Wasseroberfläche weder nähert noch sich davon entfernt. Brechen aus, um uns zu umkreisen. Sie landen an den Stellen unserer Haut, die wir ungeschützt lassen. Gestern Abend haben wir die Ärmel langgezogen und die Socken weit hinauf, doch die Moskitos, die sich von unseren wässrigen Mückenkerzen nicht abschrecken ließen, fanden die verwundba-

ren Stellen unserer Körper. Wir erschlagen sie auf der Haut, sobald wir ihr Saugen spüren, und schmale Spuren aus Fremd- und Eigenblut bleiben zurück. Nur Lea tötet nie eine. Sie verscheucht die Insekten mit einer Handbewegung, die einem Streicheln ähnelt. Auch jetzt sehe ich sie auf ihrem Handtuch neben mir, vertieft in ihr Buch, mit dem Handrücken eine Mücke von ihrem Oberschenkel wischen. Sie fliegt in einem kurzen Manöver an Leas Seite entlang, bevor sie sich ihrer Schulter nähert.

Ich denke mir das Waldstück dort unberührt von Menschen, stelle mir vor, wie sich die Hölzer in viele Richtungen verkeilen. Wie abends das Licht dumpf durch das Blätterdach sickert und die Stämme und Äste liegen, wie sie gefallen sind. Wieder höre ich ein Knacken hinter mir, drehe mich um. Ob das eines der Wildschweine ist, von denen sie uns am Campingplatz erzählt haben. Pascal spricht von der zunehmenden Wildschweinpopulation in Rom. Wie die Tiere dort in den Vororten an den Zufahrtsstraßen entlanglaufen, sich vom Müll an den Straßenrändern ernähren.

Lea liest uns aus ihrem Buch vor. Ich bleibe an der Stelle hängen, wo der Orgasmus als Vogelschwarm beschrieben wird. Ein Vogelschwarm, liest Lea, würde durch drei Prinzipien in Form gehalten. Erstens durch das gemeinsame Ziel. Zweitens durch den

Wunsch zusammenzubleiben, und drittens durch das Vermeiden von Gefahren. So habe man in Versuchen festgestellt, je mehr Anteile des Bewusstseins auf das Abwehren von Hindernissen konzentriert seien, desto unwahrscheinlicher sei ein Orgasmus, und dass es andererseits die Wahrscheinlichkeit sehr erhöht, wenn man Menschen bei solchen Versuchen Socken anziehen lässt.

Ich sehe ihr beim Lesen zu. Lea, mit der ich in meiner Kindheit und Jugend so viel Zeit verbracht habe, dass ich sie manchmal nicht von mir selbst unterscheiden konnte und ihre Gedanken nicht von meinen, obwohl wir in vielem verschieden sind. In allem, wo ich sperrig und kantig bin, ist Lea sanft und weich, sodass sie jeder sofort gern hat. Besonders Kinder und Tiere, die ein Gespür für das Wesen der Menschen haben, sagt meine Mutter. Lea hat die salzigen Haare lose zusammengebunden und eine Kappe auf, weil ihre Haut sich auch schon rötet, und liegt auf eine Weise auf der Seite, die mir von ihr vertraut ist. Fast eingerollt, wie eine Katze beim Dösen am Nachmittag. Lea liest mit ruhiger Stimme, wie sie es tut, seit sie lesen kann. So wie sie in der Schule oft zum Lesen aufgerufen wurde, weil man ihr gerne zuhört, bitten wir sie auch jetzt noch manchmal darum, uns vorzulesen. Als sie weiterliest, drifte ich immer mehr davon, achte nur noch darauf, wie sich ihre Stimme und das Wasserrauschen überlagern.

Es liegt ein dichter Schleier über den bewaldeten Hügeln. Sie sehen weich aus. Der Nebel dünnt erst gegen Mittag aus und lässt die Bäume und das Gehölz wieder durchscheinen. Davor zerrinnt alles zu dunstigen Grüntönen, als würde man die Umgebung durch ein Moskitonetz betrachten. Wir rücken näher ans Wasser heran. Fügen uns ein neben den anderen, die hier schon den ganzen Tag auf ihren Handtüchern zwischen den Felsen oder unter ihren Schirmen liegen. Manche liegen am Rücken, sodass ihnen die Sonne direkt auf den Bauch scheint, mit einem Arm über dem Kopf, um das Licht abzuschirmen, andere sitzen aufrecht und essen Melone oder schauen aufs Wasser, auf die Landschaft, die ankernden Boote, die Badenden. Einige liegen auch seitlich, mit angezogenen Beinen, schlafend. Die Art, wie die anderen und auch wir hier liegen, scheint mir einer Ordnung zu folgen. Als hätte uns jemand platziert. So ähnlich, wie ich es in einer Performance vor ein paar Wochen erlebt habe. Wir sollten alle auf Liegen oder Isomatten Platz nehmen, die sich verteilt in einem abgedunkelten Raum befanden, und uns wurden getrocknete Tonstücke in die Hand gegeben. Zum Festhalten, sagte eine der Performerinnen dabei mit vagem Lächeln zu mir, als sie mir den ungebrannten Klumpen reichte und mich an einen Platz führte. Ich schloss die Finger um das raue Stück in meinen Händen. Jonathan war schon da, nicht weit entfernt. Er zwinkerte mir zu, als ich mich seitlich hinlegte, mir die Decke über die Knie

zog. Ich schaute auf die grauen, weißen und pinken Objekte, die in verschiedenen Formen und Größen überall im Raum verstreut lagen. Sie waren mit einem weichen Flaum überzogen. Als die Tonspur lief und unter einem elektronischen Wabern eine Stimme sanft über *soft touch* nachzudenken begann, bewegten sich die Performenden von einem zum anderen. Sie berührten uns mit den felligen Handschuhen, die ihnen bis zur Schulter hinauf reichten, strichen an unseren Seiten entlang und legten uns die Objekte in die Kniekehlen oder an den Bauch. Eine Performerin setzte einen weichen Quader an mir an, und als ich mit dem Bein zurückwich, damit sie ihn neben mir ablegen konnte, verstand ich erst, dass es um die Berührung ging. Ich hielt mich ruhig, als sie das Ding erneut sanft an meinen Oberschenkel legte, bevor sie daran ein weiteres Objekt und noch eines ansetzte. Sie baute mit Verbindungsteilen an einer Kette, die von mir zur nächsten führte. Ich beobachtete das Anwachsen der Linien im Halbdunkel. Sah, wie manche wegzuckten, wenn ihnen ein Objekt an ihren Rücken oder Oberschenkel gelegt wurde, während andere wie Jonathan die Augen geschlossen hatten. Stillhielten. Wie wir alle hier am Strand, die wir gemeinsam an dem fortschreitenden Nachmittag unter der Sonne liegen, auch der Hund, hechelnd im Schatten am Waldrand, die Eidechsen, die sich auf den Steinen sonnen, und die Krebse, die zwischen den Felsen verharren, wie wir alle durch eine unsichtbare flaumige

Verbindung zueinander in Beziehung gesetzt sind. Verbunden zu einem einzigen felligen Organismus. Der Sand unter dem Hundemaul färbt sich dunkel.

Ein Schnauben im Wald. Habt ihr das gehört, ich setze mich auf. Lea sieht nicht von ihrem Buch auf, Georg ist eingeschlafen und Pascal schüttelt den Kopf. Er hat seinen Laptop auf den Knien abgestellt und beugt sich darüber, um in der Helligkeit etwas erkennen zu können. Ich kann seitlich in das offene Gehäuse des Laptops sehen. Sein Summen und Rattern sind deutlich zu hören, aber kaum zu unterscheiden von den Geräuschen hier. Ich stelle mir vor, wie sich der Sand zwischen den warmen Teilen des Laptops sammelt, der in der Sonne immer weiter aufheizt. Wie der Sand die Öffnung an der Seite füllt, aus der heraus das Kabel zu der externen Festplatte verläuft, die Pascal in dem Schatten abgelegt hat, den seine Beine werfen. Gleichzeitig schreibt er in seiner kleinen Schrift einen an den Ecken eingedrückten Colgebblock voll, mit Zeichen, von denen wir alle nichts wissen. Er nähert sich an etwas an, von dem wir nichts ahnen. Pascal mit angezogenen Beinen und dem Laptop darauf, mit einer Hose mit großem Loch im Knie und an anderen Stellen und einem T-Shirt, das er schon viele Tage anhat, mit unfrisierten Haaren und einem Stift im Mund, während er mit zugekniffenen Augen auf den Bildschirm schaut und dabei auf eine Weise summt, dass Ali durchdrehen würde. Aber Ali ist zu weit entfernt, ich sehe sie

am Bauch in der nächsten Düne liegen. Nichts von dem, was zwischen ihr und Amira gesprochen wird, auch kein Geräusch des Kindes, dringt durch das Wasserrauschen herüber, sodass es ebenso gut möglich wäre, dass sie lautlos die Münder bewegen.

Das unablässige Klackern der Tastatur. Bei schönem Wetter sitzt Pascal am liebsten am Computer. Wenn wir früher versuchten, ihn zum Rausgehen zu bewegen, nickte er nur abwesend zu allem, was wir zu ihm sagten. Vergaß dabei aufs Essen. Pascal, du Kamel, sagte Lea zu ihm. Du isst, wenn du Zeit hast und sich dir etwas zum Essen anbietet, so viel du kannst, um dann einen ganzen Tag oder zwei nichts mehr zu brauchen. Bis du schließlich den Laptop wegstellst und wieder da bist. Etwas erleben oder mit jemandem sprechen willst. Manchmal hast du dann etwas geschafft, manchmal nicht, und häufig sagst du, du glaubst, du hast etwas geschafft, um dann am nächsten Tag, wenn du dich wieder dazu setzt, nach einer Weile zu bemerken, es ist dir doch nicht aufgegangen. Die Launen, mit denen du auftauchst, sind dementsprechend. Woran du arbeitest, fragen wir dich dann. Du erzählst uns von Visuals, die du baust, und verglitchten Bildern. Wenn du dann von der vernachlässigten Rolle der Intuition in diesem Prozess sprichst, geht es uns so, wie es uns jetzt öfter geht, wenn jemand von uns von der Arbeit spricht. Der Anteil in unseren Leben, von dem die anderen nichts verste-

hen, wird größer, und wenn du über deine Angst zu scheitern sprichst, musst du uns gegenüber, die wir ohnehin nicht daran glauben, keine Bedenken haben, weil wir dein Scheitern gar nicht feststellen könnten. Abweichungen würden wir nicht bemerken. Außerdem, was spricht schon gegen das Scheitern?

Wenn Pascal den Laptop zuklappt, weil ihm irgendwann nach vielen Stunden doch noch ein Bedürfnis einfällt, dann legt er die Notizen nachlässig neben sich und bemerkt es auch nicht, wenn sie auf den Boden rutschen. Er sammelt die Zettel nicht und bewahrt sie auch nicht auf. Sie liegen zuhauf zerdrückt auf seinem Schreibtisch oder stecken zerknittert in seinem Rucksack. Hat er einmal einen vollgeschrieben, sieht er ihn nicht wieder an. Ich beobachte, wie der Sand sich in den Rillen ablegt, während Pascals Finger schnell auf die Tastatur niedergehen. Stelle mir vor, wie die Zeichen, die er eingibt, die Landschaft generieren, die wir vor uns sehen. Er tippt einen Code, und zeitgleich taucht eine neue Welle am Horizont auf, die nach den Angaben seines Skriptes geformt ist. Als ich auf das Wasser hinausschaue, bemerke ich ein Flackern im Blau.

Ich weiß, von Pascal ist in der nächsten Stunde nichts zu erwarten, also drehe ich mich nach Amira um, die mit dem Kind in einem der Tümpel, wie sie sich hier am Ufer an manchen Stellen bilden, im seichten Was-

ser watet. In den Morgenstunden liegt ein Dunst über diesen flachen Gewässern und sumpfigen Lacken, in denen sich das Wasser aus dem Meer mit jenem der Bäche mischt. Unter den schwarzen Mückenteppichen entstehen Zwischenwesen, die weder im Meer noch in einem See überleben könnten. Ich stelle mir die Tiere vor, die dieses Wassergemisch hervorbringt. Hybridwesen, deren Fähigkeiten und Formen einem Dazwischen entsprechen. Experimente, die nur unter den Bedingungen hier lebensfähig sind, in einer Beschaffenheit, die teils dem einen, teils dem anderen entspricht. Auch wir befinden uns in einem Dazwischen. Keiner von uns ist noch richtig angekommen in den Bildern hier, halb zu Hause noch und schon halb anderswo. Es scheint, als gäbe es nichts zu reden. Zu besprechen ist nur, womit wir den Nachmittag und den Abend verbringen, was gegessen wird. Wenn ich aufs Meer schaue, sehe ich dahinter Land. Ich kann nicht sagen, welches es ist. Ob es Elba ist, wo wir vor Jahren im Halbschatten eines Pinienhains ebenso gelegen und herübergeschaut haben auf die Maremma.